

WOLFGANG MÜLLER

DER FEIND  
AUS DER

LESEPROBE

TIERE  
THRILLER

MINI



### **Der Autor**

Wolfgang Müller, Jahrgang 1958, lebt mit seiner Familie in einem kleinen Dorf in der Nähe von Arnsberg im Sauerland. Neben dem Hochseesegeln und der Malerei hat er das Schreiben von Spannungsliteratur für sich entdeckt. Ihm ist wichtig, dass beim Schreiben trotz aller

Spannung, der Humor nicht zu kurz kommt.

### **Das Buch**

Das Abenteuer der beiden Deutschen Emmi und Adrian geht weiter: Tief unten in den Ozeanen leben weitab von allen Menschen hochintelligente Wesen. Emmi und Adrian begegnen auf ihrer Segelreise einem dieser Meereswesen. Er heißt Anep und hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Leben in den Ozeanen zu retten. Mit Emmis und Adrians Hilfe entwickelt er nun einen Plan, der größer ist, als alles je zuvor: Er will weltweit die Großfischerei stoppen und das Morden an den Delfinen beenden. Eine gefährliche Aufgabe auf Leben und Tod.

Wolfgang Müller

# Der Feind aus der Tiefe

Thriller

**MIDNIGHT** 

**Midnight by Ullstein**  
**midnight.ullstein.de**

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Originalausgabe bei Midnight  
Midnight ist ein Digitalverlag  
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Januar 2015 (1)  
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2015  
Umschlaggestaltung:  
ZERO Werbeagentur, München  
Titelabbildung: © FinePic®  
Autorenfoto: © Stoll GMBH Heiner Möller

ISBN 978-3-95819-021-4

Alle Rechte vorbehalten.  
Unbefugte Nutzung wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung,  
Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich  
verfolgt werden.

Für Uta, Jan, Ida und Berit

Wenn Nichtschwimmer tauchen,  
kommt Unruhe ins Meer.

© A. Michael Bussek (\*1966), gez.: vom Leben!

# Prolog

## Dolphin Park Gran Canaria

»Das macht dann zusammen 110 Euro.«

»BITTE?!!«

»Hast du nicht gehört, Horst, 110 Euro hat die nette Dame gesagt. Nun mach schon, hinter uns warten noch andere Leute!«

»Ich wollte den Laden doch nicht kaufen«, murmelte Horst zähneknirschend und schob 150 Euro durch den Fensterschlitz des Kassenhäuschens am Dolphin Park auf Gran Canaria. Die Kassiererin reichte ihm lächelnd die vierzig Euro Wechselgeld nebst verschiedenen Flyern durch die kleine halbkreisförmige Öffnung in der Glasscheibe des Kassenhäuschens.

Drei Stunden, vier große Eishörnchen und vier Schälchen Pommes rot-weiß später konnten die Wiegands sich kaum noch auf den Beinen halten. Beladen mit bunten Luftballons und kleinen Plastiktieren für den heimischen Wohnzimmerzoo, hatten sie so ziemlich alles gesehen, was der Park an glücklichen wilden Tieren zu bieten hatte.

»Wann gehen wir endlich nach die Delfiinää?!!«, quengelten die beiden Kinder Mark und Fiona.

»Kinder, in einer halben Stunde fängt die nächste Vorstellung an, jetzt beruhigt euch mal und nervt nicht die ganze Zeit!«, schimpfte Elvira Wiegand schon zum dritten Mal.

»Sind da auch Walfischää?«, fragte der sechsjährige Mark neugierig.

»Ja sicher du Doofie! Steht doch alles hier im Prospekt.

Kannste etwa noch nicht lesen?«, stichelte seine ein Jahr ältere Schwester Fiona.

»Kann ich woohool, blöde Zicke!«, entgegnete der kleine Mark lautstark.

»Ich dachte immer, Urlaub wäre Erholung«, murmelte Horst Wiegand mit Blick auf seine beiden Sprösslinge.

»Was hast du gesagt, Horst?!«

»Nichts, meine Liebe, sieh nur, dort drüben ist der Eingang zur Delfin-Show.«

Nachdem die Wiegands auf den roten Plastikschalen der Tribüne Platz genommen hatten, ertönten aus gut versteckten Lautsprecherboxen zuerst Fanfaren, dann begrüßte ein Delfintrainer im neongrünen Neoprenanzug die Zuschauer. »Meine Damen und Herren, ich heiße Sie herzlich willkommen in Spaniens größter Delfin- und Orca-Show. Wir präsentieren Ihnen hier und heute drei unserer insgesamt sechs mächtigen Killerwale. Weiter werden Sie die Bekanntschaft von fünf unserer insgesamt zehn Delfine machen. Die Seelöwen sind schon ganz wild darauf, uns mit ihren lustigen Showeinlagen zu unterhalten. Begrüßen Sie nun mit mir Inki, Pinki, Lolly, Bolly und Sharky, die glücklichsten Delfine der Welt!«

»Mir dreht sich der Magen um, wenn ich so ein dämliches Geschwätz höre!«

Horst drehte sich nach links, um zu ergründen, wer ihn da gerade angesprochen hatte. Neben sich erblickte er zwei mit modernen Videokameras bewaffnete hübsche junge Damen. Er wollte gerade etwas erwidern, als die eine, an ihre Freundin gewandt, fortfuhr: »Jetzt schau nur, wie die alle klatschen, wie die dressierten Affen. Haben die Leute hier denn überhaupt keine Ahnung, dass sie mit dem Kauf ihrer Eintrittskarte das Martyrium der armen Tiere in den Delfin- und Orca-Shows unterstützen!«

Horst bemerkte bedauernd, dass die hübschen Damen gar nicht mit ihm sprachen, und so wandte er sich wieder der Show zu. Der Trainer ließ sich gerade, auf den Schnauzen von zwei Delfinen stehend, durch das Becken tragen.

»Darauf haben die beiden Tiere sich sicher schon den ganzen Tag gefreut!«, bemerkte gerade seine blonde Sitznachbarin sarkastisch.

»Entschuldigen Sie, wenn ich mich einmische«, sagte Horst, an die beiden Damen gewandt. »Wenn Sie das hier so schrecklich finden, warum schauen Sie es sich dann an?«

Entgeistert drehte ihm seine Sitznachbarin den Kopf zu, während die andere das Geschehen im Becken filmte. »Wir sind freie Mitglieder einer der führenden Wal- und Delfinschutz-Organisationen. Wir besuchen solche Shows, um mit der Kamera zu dokumentieren, wie die Tiere hier für kommerzielle Zwecke missbraucht werden!«

»Aaah so, ja«, erwiderte Horst etwas ratlos und wandte sich wieder der Show zu. Die Delfine schossen gerade ein paar Wasserbälle ins Publikum.

Samantha Meyerling, die Cheftrainerin der Delfin-Show, stand auf einem kleinen Turm und warf den Tieren mehrere bunte Wasserbälle zu, die diese dann, während sie sprangen, mit ihren Schwanzflossen ins Publikum schossen. Die Trainerin hatte kurz das Gefühl, dass die Delfine heute besonders viel Kraft in ihre Schläge legten.

Samantha arbeitete seit fast zehn Jahren für die Delfin-Show auf Gran Canaria. Vorher hatte sie im Zoo in Nürnberg eine Lehre als Tierpflegerin gemacht. Nebenbei konnte sie damals in der dortigen Delfin-Show Erfahrungen im Umgang mit den Tieren sammeln. Das Angebot, auf Gran Canaria, der Insel der ewigen Sonne, in einer der

modernsten Anlagen dieser Art in Europa zu arbeiten, war für sie wie ein Sechser im Lotto. Sie konnte es damals natürlich nicht ausschlagen.

Inzwischen hatte sie selbst erlebt, dass bei der Haltung und Dressur der edlen Tiere nicht immer alles artgerecht ablief. Von artgerechter Haltung konnte man bei Delfinen und Orcas in Tierparks sowieso nicht sprechen. Ihr natürlicher Lebensraum war der Ozean und nichts sonst. Einige ihrer Kollegen weltweit hatten sich von der Dressur der Tiere abgewandt und widmeten sich stattdessen nun deren Schutz. Auch an Samantha nagten seit längerer Zeit Zweifel am Sinn ihres Berufes.

»Schau nur, Horst!«, rief Ehefrau Elvira begeistert, sie hatte gerade einen großen roten Wasserball gefangen. Horst lächelte anerkennend seine Frau an und blickte dann mit einem entschuldigenden Gesichtsausdruck und angedeutetem Schulterzucken zu seinen hübschen Sitznachbarinnen. Als er wieder nach vorn schaute, spürte er aus den Augenwinkeln den bohrenden Blick seiner Frau. Na das würde eine anstrengende Rückfahrt ins Hotel werden, dachte er resigniert.

»Papa! Papa! Jetzt kommen die Wale!« Sein Sohn hüpfte aufgeregt vor seinem Sitzplatz herum. Die beiden Tier-schützerinnen zu seiner Linken warfen sich ob dieser jugendlichen Begeisterung einen verzweifelten Blick zu und verdrehten theatralisch die Augen. Da war wohl noch viel Aufklärungsarbeit zu leisten.

Rechts neben der Bühne hatten sich soeben die schweren Stahlgitter hinter den Delfinen geschlossen, als links auch schon drei mächtige schwarz-weiße Körper ins Becken schossen.

»Begrüßen Sie mit einem tosenden Applaus die Killer-

wale Kaito, Miga und Freya!«, rief der Moderator euphorisch, und die Menschenmenge klatschte begeistert. Die drei Wale rutschten halb auf die große Rampe in der Mitte der Bühne und wurden jeder mit einem Fisch belohnt.

»An das Fressen von totem Fisch müssen die Wale erst mühsam gewöhnt werden, normalerweise fressen sie nur lebende Beute. Sehr gerne Seevögel und Robben, aber das käme hier nicht so gut an!«, wurde Horst gerade von seiner blonden Sitznachbarin belehrt. Er machte ein interessiertes Gesicht, versuchte allerdings, es vor seiner von unterschwelliger Eifersucht heimgesuchten Elvira zu verheimlichen.

»Guck mal, Papa, jetzt reitet die Tante auf dem Wal!«

»Ja toll!«

»Papa, jetzt taucht sie sogar mit ihm! – Boah kann die aber lange die Luft anhalten!«

»Manda Cojones!!«, rief Tiertrainer Jose Ferrara. Seine Kollegin Gloria Fontanella sah mit Entsetzen, dass ihre Chefin von dem Wal Freya in die Tiefe gezogen und unten festgehalten wurde. Solche Zwischenfälle gab es weltweit zwar mehrmals jedes Jahr, aber selten während der Vorstellung. Die Wale waren einfach nicht berechenbar. Es waren wilde, intelligente Tiere aus einem riesigen Lebensraum und keine Zirkusclowns, zu denen sie hier in den engen Becken degradiert wurden.

Samantha Meyerling begannen auf dem Grund des Beckens die Sinne zu schwinden. Ihr Fuß wurde von Freya brutal festgehalten.

Langsam bewegte sich der Wal wieder zur Wasseroberfläche.

Gloria sah erleichtert, wie Samanthas Kopf prustend aus dem Wasser schoss.

In dem Moment machte der Wal eine Schleuderbewegung, und Samantha flog wie eine Gummipuppe mit seltsam abgeknicktem Fuß durch die Luft, um ein paar Meter weiter wieder im Wasser zu landen. Ein grauenvoller Schmerz durchfuhr ihren Unterschenkel.

Der geborstene Unterschenkelknochen hatte die Haut durchstoßen und sorgte nun für eine rote Blutspur im Becken. Samanthas Blickfeld begann außen schon dunkler zu werden. Sie spürte langsam eine Ohnmacht kommen.

Jose Ferrara sah die sich nur träge bewegende Trainerin im Wasser treiben und hechtete ins Becken, um Samantha zu retten. Gerade als er nach ihr greifen wollte, durchbrach Freya von unten mit geöffnetem Maul die Oberfläche, packte Samantha, drehte mit ihr eine Pirouette in der Luft, um dann mit lautem Platschen wieder im Becken zu landen. Jose Ferrara musste hilflos mit ansehen, wie seine Chefin von dem gewaltigen Kiefer des Wals zerquetscht wurde.

In dem Moment durchbrach der mächtige Körper des 19 Jahre alten Walbullen Kaito, zu einem Sprung ansetzend, die Wasseroberfläche und landete exakt auf dem Kopf von Jose Ferrara. Durch den Aufprall des tonnenschweren Walkörpers, wurde Joses Kopf nach hinten gerissen, wobei sein Halswirbel mit einem leisen, trockenen Knacken brach. Jose war schon tot, bevor Kaitos massiger Körper wieder gänzlich im Wasser verschwunden war.

Das Wasser im Becken begann sich um den zerquetschten Körper von Samantha Meyerling rot zu färben. Die Wale hatten von ihren Opfern abgelassen und schwammen durch das mittlerweile geöffnete Gitter zurück in ein zweites hinter der Bühne gelegenes Bassin.

Die Zuschauer schrien hysterisch durcheinander. Viele verließen fluchtartig die Tribüne. Horst und Elvira hielten

ihre beiden Kinder im Arm und hinderten sie so daran, sich das Geschehen im Becken mit anzusehen.

Die eine der beiden Tierschützerinnen hatte alles mit ihrer Kamera festgehalten. »Wechsel die Filmkassette, bevor wir rausgehen!«, mahnte ihre Freundin. »Die werden sie uns bestimmt abnehmen wollen!«

## Fa'a'a International Airport, Tahiti

Seit einer halben Stunde leuchteten die Ansnallzeichen der Boeing 777. Nach mehr als achteinhalb Stunden Flug setzte das Flugzeug der Air France zur Landung auf dem Flughafen mit dem seltsamen Namen Fa'a'a in Papeete, der Hauptstadt Tahitis an.

FBI-Agentin Jezebel Jackson schaute aus dem Fenster auf die vorbeirasende Südseekulisse. Der Pilot hatte vorher eine Schleife über die Tahiti vorgelagerte Insel Moorea geflogen, um dann aus südwestlicher Richtung auf dem Rollfeld aufzusetzen.

Erst vor zwei Tagen hatte Jezebel Jacksons Vorgesetzter, FBI-Chef Archibald Cross, sie und ihren Kollegen Christopher Morgan in die Einzelheiten ihrer Mission eingeweiht. Was Cross ihnen da erzählt hatte, war verdammt schwer zu glauben. Dem »United States Fish and Wildlife Service«, kurz USFaWS, Abteilung Kryptozoologie, wurde vor einiger Zeit eine Meerjungfrau gestohlen. Sie war Fischern zufällig ins Netz gegangen und dann von den Behörden unter höchsten Geheimhaltungsmaßnahmen übernommen worden, um sie genauer zu untersuchen.

Die Möglichkeit der Existenz von Meerjungfrauen hatten die beiden Agenten bisher nicht wirklich in Erwägung gezogen, geschweige denn überhaupt darüber nachgedacht. Daher dauerte es auch einige Zeit, bis ihr Chef ihnen glaubhaft die Sachlage schildern konnte.

Man hatte die Meerjungfrau auf ihrem Transport zum Hafen entführt. Sie sollte an jenem Tag zum Johnston-Atoll in der Nähe Hawaiis verlegt werden, das man

für viele Millionen Dollar extra für sie zu einer wissenschaftlichen Forschungsstation umgebaut hatte. Nach der Entführung hatte es eine wilde Verfolgungsjagd durch die nächtlichen Straßen von Los Angeles gegeben. Die sofort überall errichteten Straßensperren der Polizei konnten den Fluchtwagen mit der Meerjungfrau und ihren mutmaßlichen Entführern nicht daran hindern, bis zur Vincent Thomas Bridge durchzubrechen. Bei einem spektakulären Showdown im Hafen von L.A. war es ihrem Boss Archibald Cross dann höchstpersönlich, mit viel Glück gelungen, die Meerjungfrau wieder einzufangen.

Die an der Jagd beteiligten Polizisten hätten die Geschichte mit der geraubten Meerjungfrau so nicht geglaubt. Also hatte Archie ihnen eine wilde Story von einer angeblichen Diebin seltener Zierfische aufgetischt, welche einen starken Fischgeruch ausströmten. Der Fischgeruch war eines der typischen Merkmale der Meerjungfrau. Sie hatten das Meerwesen dann auf das Johnston-Atoll im Pazifik gebracht, wo es in der extra neu gebauten Anlage genauer untersucht werden sollte. Dort war es Unbekanntem jedoch gelungen, die Meerjungfrau erneut und diesmal endgültig zu entführen.

Vor ein paar Tagen schlug dann Kommissar Zufall zu. Ein Streifenpolizist, der damals an einer der Straßensperren von der Meerjungfrau k. o. geschlagen worden war, erblickte in der Zeitung zufällig das Foto eines der an der Entführung beteiligten Täter. Es handelte sich um einen Zeitungsreporter des *L.A. Observer* namens Jeff Fletcher.

Und ebendieser Jeff Fletcher saß jetzt in Begleitung einer sehr hübschen Frau fünf Reihen vor ihnen, als die Boeing langsam ausrollte. Die Agenten hatten den Auftrag, den Reporter unauffällig zu beobachten, um eventuell

etwas über den Verbleib der Meerjungfrau oder die Drahtzieher der Entführung zu erfahren.

Jezebel und ihr Kollege Christopher gaben sich als verliebtes Paar auf Verlobungsreise aus, was man ihnen mit ihren dreißig Lebensjahren auf dem Tacho ohne Weiteres abnahm.

»Na, Schatz«, murmelte Christopher ihr ins Ohr, »freust du dich auch schon so auf den Urlaub?«

»Natürlich Liebling«, flötete sie mit gespitzten Lippen zurück. Angst vor eventuellen sexuellen Übergriffen ihres extrem gut aussehenden Kollegen musste sie nicht haben. Chris stand nicht auf Frauen, sondern bevorzugte eher seinesgleichen. Was für eine Verschwendung von Ressourcen!, musste sie immer wieder denken, wenn sie ihn ansah. Groß gewachsen, blond, kräftige Statur und braun gebrannt.

Na ja, man konnte eben nicht alles haben. Aber auch Jezebel musste sich nicht verstecken. Dank ihres schwedischen Vaters und ihrer äthiopischen Mutter war sie eine Erscheinung, bei deren Anblick viele Männer einen trockenen Mund bekamen. Ihre ebenfalls kaffeebraune Hautfarbe kontrastierte perfekt mit ihren langen weiß-blonden Haaren, die sie meist zu einem Zopf geflochten hatte.

»Wir bitten Sie, noch so lange auf Ihren Plätzen zu bleiben, bis wir unsere endgültige Parkposition erreicht haben!«, schallte es aus den Bordlautsprechern.

»Jeff, hoffentlich holt uns dieser Adrian auch vom Flughafen ab«, sagte Simone Wellenkamp zu ihrem Freund Jeff Fletcher. Im Moment passierten sie, ohne von den Beamten behelligt zu werden, die Zollkontrolle. Dann hielten die beiden Reporter auf den Ausgang des Flughafens zu.

Sie hatten die Reise aufgrund einer Einladung von Sira angetreten. Sira war ebenjene Meerjungfrau, die die beiden in L.A. aus den Fängen der amerikanischen Regierung zu befreien versucht hatten. Dass die Flucht damals im letzten Augenblick vereitelt worden war und erst später auf dem Johnston-Atoll geglückt war, wussten sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Sie hatten Sira auf der Vincent Thomas Bridge geholfen, über den Sicherheitszaun zu springen. Aber wegen der anrückenden Polizisten konnten sie ihren Flug hinunter in das Hafenbecken nicht mehr verfolgen und waren daher noch immer der Meinung, der Meerjungfrau wäre damals die Flucht gelungen.

Sira lebte mit ihrem Gefährten Anep und ihrem Sohn Futu in einer Gemeinschaft von Meerjungfrauen und -männern in den Weiten der Ozeane. Etwa 1800 Kilometer südlich von Tahiti lag eine Insel mit dem Namen Una Hina. Dort gab es ein kleines Volk von Eingeborenen, das seit Jahrhunderten das Geheimnis um die Existenz der Meerwesen hütete. Dieses Volk sowie auch die Meerjungfrauen und andere Bewohner des Ozeans beherrschten die Fähigkeit der Telepathie. Auf die Weise waren sie in der Lage, in einer Art Bildersprache, die man auch als Kopfkino bezeichnen könnte, miteinander zu kommunizieren. Die Entfernung spielte bei dieser Art der Kommunikation keine Rolle.

Zum Dank für ihre Hilfe hatte Sira die beiden Reporter und auch den Forschungsleiter des Johnston-Atolls Derek Forster zu einem Urlaub auf Una Hina eingeladen. Derek Forster hatte sich damals ebenfalls maßgeblich an Siras Befreiung beteiligt, nachdem er nach und nach feststellen musste, dass Sira ein intelligentes Wesen war, das dem Menschen ebenbürtig, ja sogar überlegen war.

»Ob Derek schon da ist?«, fragte Simone.

Jeff, der für die kleine Zeitung *L.A. Observer* arbeitete, und Simone, die für die *Zeit* in Hamburg schrieb, hatten sich während der Recherchen zu den Dobbbloa-Anschlägen in Oslo kennengelernt.

»Hallo, ihr beiden, ihr müsst Jeff und Simone sein, ich bin Adrian, und dort seht ihr meine Frau Emmi«, stellte Adrian sich vor, als er sie auf dem Vorplatz des Flughafens begrüßte.

»Da habt ihr richtig geraten«, entgegnete Jeff. Emmi und Adrian waren, nachdem sie ihre kleine Hamburger Bootswerft an ihren Sohn übergeben hatten, schon seit langer Zeit unterwegs, um mit Ihrer Segeljacht die Welt zu erkunden. Anep, der Gefährte Siras, hatte Adrian das Leben gerettet, nachdem der während eines Orkans über Bord gespült worden war. Die beiden gehörten mit zu den Drahtziehern der damaligen Dobbbloa-Anschläge. Diese hatten dazu geführt, dass der Walfang stark eingeschränkt worden war und auch die weltweite Schleppnetzfischerei extreme Verluste eingefahren hatte.

Sie gehörten mit zu den Erfindern des Pseudonyms Dobbbloa. Überall auf den Meeren hatten die Fischer Angst vor diesem scheinbar allmächtigen Wesen aus dem Ozean.

»Kommt mit, dort drüben steht schon das Taxi, das uns zum Hafen bringt. Derek wartet schon auf der Yacht«, sagte Adrian, als sie es sich in dem Citroën bequem gemacht hatten. »Wir haben uns überlegt, dass ihr euch heute Abend erst mal etwas akklimatisieren könnt und wir dann morgen in See stechen.«

»Seid ihr jetzt extra die 1700 km hierher gesegelt, um uns abzuholen?«, fragte Simone.

»Nein, wir kommen von einem ausgedehnten mehrmonatigen Segeltörn, der uns bis nach Fidji geführt hat.«

»Hat Sira euch gesagt, dass die Anreise nach Una Hina mit der Yacht etwa zwei bis drei Wochen dauern wird?«

»Kein Problem«, entgegnete Simone. »Ich bin in Hamburg schon oft gesegelt und freue mich schon riesig darauf. Jeff hatte zwar mit Segeln bisher nichts zu tun, aber ich hab ihn bereits etwas darauf vorbereitet.«

»Na denn man lous!«, sagte Adrian in seinem Hamburger Slang, als das Taxi losfuhr.

»Was machen sie gerade!«, fragte Chris, als er abgehetzt, den Gepäckwagen vor sich herschiebend, durch den Zoll rannte. Sie hatten ewig lange auf ihre Koffer warten müssen. Irgendwann war Jezebel dann schon mal vorausgegangen, um die beiden Verdächtigen im Auge zu behalten.

»Sie sind gerade mit einem europäisch aussehenden Pärchen in ein Taxi gestiegen und Richtung Hafen gefahren«, sagte Jezebel, während sie ein weiteres Taxi heranwinkte. Schnell war ihr Gepäck im Kofferraum des Mercedes verstaut, und Jezebel erklärte dem Fahrer in holprigem Französisch, dass er sie zum Hafen fahren solle. Nach vier Kilometern erreichten sie das weiträumige Hafengebiet. Nachdem sie den großen Kreisverkehr passiert hatten, entdeckte Chris plötzlich das Taxi der beiden, welches gerade entladen wurde. Augenscheinlich wollten sie zu einer der Yachten, die unten an der Steganlage vertäut waren.

»Scheiße!«, entfuhr es Chris. »Wenn die jetzt mit einer jener Yachten verschwinden, finden wir sie nie wieder! Lass uns aussteigen und erst mal sehen, was sie vorhaben.« Schnell bezahlten sie den Fahrer und kletterten mit ihrem Gepäck ebenfalls auf die Steganlage.

»Schönes Schiff, wollt ihr auch heute noch auslaufen?«, fragte Chris beiläufig, als er an Jeff vorbeischlenderte.

»Heute nicht mehr, erst morgen«, entgegnete der vertrauensselig. »Haben Sie hier auch ein Schiff liegen?«

»Nein, aber wir haben eins gechartert«, sagte Chris, während er sich mit seinem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte. »Leider wissen wir nicht genau, wo es liegt.«

»Na dann viel Glück bei der Suche«, lachte Jeff. Die beiden drehten zum Schein noch eine Runde über den Steg, um sich dann wieder in Richtung Taxi davonzumachen.

»Lass uns erst mal zum Hotel fahren, Chris«, sagte Jezebel. »Wir setzen denen nachher, wenn es dunkel ist, einen von unseren Peilsendern ans Schiff, die über Satellit senden, dann wissen wir immer, wo sie sind.«

Chris setzte sich im Taxi nach vorne und gab dem Fahrer den Hotelprospekt, um lange, holprige Erklärungen auf Französisch zu vermeiden. Nach einer fünfzehnminütigen Taxifahrt erreichten sie das Sofitel Tahiti Resort westlich des Flughafens.

»Bei Ihnen müsste ein Doppelzimmer auf den Namen Morgan-Jackson gebucht sein.« Loana, die junge Dame an der Rezeption, warf einen Blick auf den Bildschirm.

»Selbstverständlich, Mr und Mrs Morgan-Jackson, ein Doppelzimmer.«

Mit dem Doppelzimmer hatten die beiden kein Problem, außerdem diente es auch ihrer Tarnung.

»Ich lasse Ihr Gepäck sofort auf Ihr Zimmer bringen.«

»Das schafft mein Mann schon alleine«, entgegnete Jezebel mit einem Grinsen zu Chris freundlich.

»Sie haben Zimmer 27 im zweiten Stock, mit einem

wunderschönen Blick aufs Meer«, sagte Loana lächelnd, während sie ihnen die Hotelschlüssel zuschob. »Dort drüben links finden Sie den Aufzug. Wir wünschen Ihnen einen angenehmen Aufenthalt.«

»Danke«, entgegnete Jezebel, und die beiden machten sich auf den Weg. Nachdem sie ihre persönlichen Sachen eingeräumt hatten, öffnete Chris einen weiteren Koffer mit diversen technischen Spielereien. »Hier, unser GPS-Tracker, damit können wir die Yacht mit großem Abstand verfolgen. Wenn sie ihr Ziel erreicht haben, werden wir uns überlegen, was wir unternehmen.«

»O. k., dann lass uns das Equipment mal testen. Unsere Techniker haben das Gerät so modifiziert, dass es nur zweimal pro Tag eine Positionsmeldung sendet, dadurch hält der Batterieblock locker sechs Wochen.« Chris fuhr seinen Laptop hoch und rief das entsprechende Programm auf.

»Jezi, schalt mal den Sender ein.« Nach zehn Minuten tauchte auf einer Karte im Display des Laptops plötzlich das Signal des Senders auf.

»Super, das Teil!«, meinte Chris begeistert.

»Der Tracker hat `ne Magnethalterung«, erklärte Jezebel, »das ist sehr günstig. Ich glaube, die hatten einen Stahlrumpf.«

»Ist das Teil auch wasserdicht?«

»Sieht ganz danach aus, die haben es komplett eingeschweißt.«

»Lass uns gehen«, meinte Jezebel. »Wir müssen uns noch um eine Yacht kümmern, mit der wir sie verfolgen können.« Chris wusste, dass Jezebel eine hervorragende Seglerin war. Seine Kenntnisse waren eher als rudimentär zu bezeichnen.

»Wir fragen mal an der Rezeption nach, wo man hier

Yachten chartern kann«, schlug Jezebel vor. »Nimm den Tracker mit, dann müssen wir nicht noch mal zurück.«

»Yachtcharter, ja, lassen Sie mich mal überlegen«, meinte Loana an der Rezeption. »Ja, da gibt es einen Anbieter direkt am Hafen. Das Büro liegt am Boulevard de la Reine Pomare IV, gegenüber dem Strand. Ich rufe dort mal an, ob gerade geöffnet ist.«

Nach einem kurzen Telefongespräch hatten die beiden einen Termin beim Vercharterer. Loana notierte ihnen die Adresse und rief ein Taxi.

»Bonjour mon amis!«, begrüßte sie Hauata, der Chef von »Tahiti Charter Boats« freundlich. »Wir würden gerne ab morgen oder übermorgen eine Segeljacht chartern«, begann Jezebel ihr Anliegen vorzutragen. »Haben Sie gerade ein Boot frei?«

»Was für ein Zeitraum schwebt Ihnen denn vor?«

»Ab sofort für etwa drei Wochen wäre schön, mit der Option, noch zu verlängern.«

»Morgen kommt eine Yacht zurück, ein Katamaran vom Typ Lagoon 42. Der Kunde ist vor zwei Wochen ausgelassen.«

»Was würde die Yacht denn für drei Wochen kosten?«

»Für drei Wochen könnte ich Ihnen natürlich einen Sonderpreis machen«, meinte Hauata geschäftstüchtig. »8500 Dollar – pro Woche, aber Sie müssen sich schnell entscheiden, es ist die letzte verfügbare Yacht auf ganz Tahiti.«

»Danke, das ist ja wirklich günstig«, meinte Jezebel mit einem sarkastischen Unterton. »Wir werden uns Ihr Angebot überlegen.«

Sie verließen das Charterbüro und schlenderten zum Hafen. »Archie Cross reißt uns den Kopf ab, wenn wir ihm

eine Rechnung über 25.500 Dollar präsentieren«, sagte Chris lachend. »Lass uns mal `ne Runde durch den Hafen drehen, vielleicht ergibt sich ja noch eine Alternative. Hand in Hand gingen sie langsam am Stadtkai entlang.

»So könnte ich mir meinen Ruhestand gut vorstellen«, meinte Jezebel mit sehnsüchtigem Blick auf die lange Reihe von Yachten, die an der Kaimauer lagen.

»Das Schiff dort hat aber schon bessere Tage gesehen«, meinte Chris grinsend und deutete auf eine etwas ungepflegt aussehende Kunststoffyacht. Das Schiff wirkte, mit seinen auf dem gesamten Deck verteilten Kunststoffblumenkästen voller Grünpflanzen, etwas deplatziert zwischen all den eleganten Yacht. »Schau mal, da klebt ein Zettel an der Reling.«

Jezebel ging näher heran und las: »Zu verkaufen, Preis Verhandlungssache«. Darunter war eine Handynummer notiert.

Chris tippte die Nummer in sein iPhone. »Da meldet sich niemand, am besten gehen wir morgen noch mal hier vorbei. Jetzt lass uns mal sehen, ob die Yacht von diesem Reporter unbewacht ist.«

Als die beiden Agenten die Steganlage erreichten, war die Sonne gerade im Meer versunken. Die nostalgischen Straßenlampen erhellten den langen hölzernen Schwimmsteg, an dem viele Schiffe festgemacht hatten. Chris blickte unauffällig zu der Yacht, die sie beschatten wollten. »Die Besatzung der Stahljacht scheint nicht an Bord zu sein«, meinte er.

Jezebel und Chris schlenderten unauffällig auf den eleganten langen Holzsteg, der vor der Kaimauer angebracht war. Sie setzten sich auf die Kante, sodass ihre Füße im Wasser baumelten.

»Komm, Chris, setz dich doch neben mich! Ist das nicht

herrlich hier?!« Schnell zog sie ihr T-Shirt und die Shorts aus und ließ sich in ihrem schwarzen Bikini ins Wasser gleiten. Sie stützte sich auf die Kante des Stegs.

»Los, schnell, gib mir den Tracker, ich schwimme rüber und befestige ihn unauffällig am Schiff«, flüsterte sie Chris zu. Als Jezebel den blauen Stahlrumpf der »Draußen ist Mehr« erreicht hatte, suchte sie unauffällig nach einer geeigneten Stelle, um das Gerät zu befestigen. Sie zog sich vorsichtig auf die Badeplattform und inspizierte das Heck der Yacht.

Hinten hing ein hölzernes Beiboot an zwei Stahlhalterungen. Bei näherer Untersuchung des kleinen Ruderbootes entdeckte sie unter der hölzernen Sitzbank einen Metallwinkel, mit dem die Sitzbank an der Bordwand des Bootes befestigt war. Schnell heftete sie die starke Magnethalterung auf die Fläche.

Bei oberflächlicher Betrachtung würde das nur streichholzschachtelgroße Gerät niemandem auffallen. Jezebel ließ sich langsam wieder ins Wasser gleiten und schwamm zurück zu Chris. »Erledigt, jetzt können sie uns nicht mehr entwischen. Ich habe einen Mordshunger, du nicht auch?«

»Klar! Komm wir gehen was Leckeres essen und kümmern uns morgen um das verkommene Segelboot.«

Jezebel zog sich schnell wieder ihre Shorts und ihr Shirt über, und sie schlenderten langsam zum berühmten Place Vaiete. Dort wollten sie an einem der vielen Imbisswagen ein gutes Abendessen genießen. Die Wagen, so hatte man ihnen im Hotel gesagt, seien in Papeete eine preiswerte Alternative zu den relativ teuren Restaurants und daher abends immer sehr gut besucht.

Am nächsten Morgen, nach einem reichhaltigen Frühstück im Hotel, schaltete Chris den Laptop ein, um nachzusehen,

ob der Tracker funktionierte. »Die sind aber früh ausgelaufen«, staunte er, »vor einer Stunde haben sie schon die Hafenausfahrt passiert.«

»O. k., Chris, dann sollten wir uns jetzt um das Boot kümmern, das unten am Kai zu verkaufen ist. Mal sehen, was der Yachtbesitzer für den Trümmerhaufen noch haben will.«

Am Kai steuerten sie zielstrebig auf das ehemals weiße Kunststoffboot zu. »Wunderbar«, meinte Jezebel, »jetzt ist jemand zu Hause.«

»Guten Morgen!«, rief Chris gut gelaunt zu dem jungen Pärchen herüber, das auf dem Schiff gerade beim Frühstück war. »Wir haben gestern gesehen, dass Sie Ihr Schiff verkaufen wollen, ist das richtig?«

Der junge Mann verschluckte sich fast an seinem Kaffee. Das Leben schien es doch noch gut mit ihm zu meinen, dachte er bei sich, als er die beiden Fremden dort stehen sah. »Ja! Wir wollen die Yacht verkaufen! Sie sind seit gestern schon der Dritte, der sich für die Yacht interessiert«, rief er geschäftstüchtig.

»Was soll das Schiff denn kosten, Sie schreiben da auf dem Zettel nur ‚Verhandlungsbasis?‘«

Erst schauten die beiden sich ratlos an, dann taxierte der

Yachtbesitzer unauffällig die beiden Interessenten. »Mein Name ist Garry, und das ist meine Freundin Sue-Ellen. Wir trennen uns nur ungern von dieser fantastischen Yacht«, begann der junge Mann sein Verkaufsgespräch. »Aber Sues Mutter ist plötzlich krank geworden und muss zu Hause in den Staaten gepflegt werden, deshalb müssen wir schweren Herzens die Yacht verkaufen. Sie bekommen eine Vierzig-Fuß-Yacht mit allem Drum und Dran für lächerliche 20.000 Dollar, aber wie ich

schon erwähnte, gibt es da noch zwei weitere Interessenten.«

Jezebel musste innerlich schmunzeln. Der Kahn war in diesem Zustand nicht mal die Hälfte wert. »Dürfen wir uns das Schiff mal anschauen?«

»Selbstverständlich! Kommen sie Sie an Bord!«

Als Jezebel auf die Yacht kletterte, merkte sie, dass der Rumpf Osmose-geschädigt war und schon an Stabilität verloren hatte. Osmosebefall war typisch für alte Kunststoffyachten. Durch Haarrisse in der äußeren, dünnen Gelcoat-Schicht drang Feuchtigkeit in die darunterliegenden Laminatschichten ein und sammelte sich in den darin eingeschlossenen Luftblasen. Über die Jahre wurde der Druck in diesen Blasen stärker und drückte von innen gegen die dünne Gelcoatschicht. Die Blasen waren dann als flache Pocken außen am Rumpf zu sehen.

Sie schätzte das Alter des Schiffs auf mindestens dreißig Jahre. Das wäre bei guter Pflege nicht problematisch, aber an diesem Kahn schien schon jahrelang nichts mehr gemacht worden zu sein. Nach einem Rundgang durch das Innere der Yacht Jacht sagte Jezebel: »Ich würde mir gerne noch den Rumpf von außen ansehen, haben Sie eine Taucherbrille an Bord?«

»Da bin ich mir nicht sicher«, meinte Garry, » die müsste ich erst mal suchen – was wäre denn Ihr Angebot?«

»Die Bilge ist nass, Ihre navigatorische Ausrüstung ist ein Witz, der Rumpf ist von Osmose befallen, und dann vermute ich mal starken Muschelbewuchs am Unterwasserschiff, sodass ich den Kahn erst mal aus dem Wasser heben und reinigen lassen müsste. Ein Beiboot habe ich auch nirgendwo entdeckt. Des Weiteren weiß ich nicht, ob sie dem Hafenmeister hier in Papeete noch Liegegebühren schuldig sind. Alles in allem müssten wir hier locker noch

15.000 Dollar reinstecken, bevor wir lossegeln. Deshalb biete ich Ihnen 5000 Dollar. Aber Sie haben ja, wie Sie sagten, noch andere Interessenten.«

»Äh, also Liegegebühren sind noch 1500 Dollar zu entrichten. Ich sehe, Sie kennen sich aus. 10.000 Dollar, und Sie können sofort lossegeln.«

»7000, wenn Sie ein Beiboot vorweisen können.«

»Das ist uns leider von Unbekannten komplett aufgeschlitzt worden.«

»O. k.«, sagte Jezebel, »5500 jetzt bar auf die Hand, falls alle Schiffspapiere vorhanden sind.«

»Sie ruinieren mich,« meinte Garry »aber egal, kommen Sie heute Nachmittag wieder hier vorbei, dann machen wir alles klar.«

»Gerne, Garry, dann bis heute um 15:00 Uhr«, verabschiedete sich Jezebel.

»Mit dir möchte ich auch keine Geschäfte machen«, meinte Chris, als sie wieder auf dem Weg in die Stadt waren.

Jezebel grinste nur. »Wahrscheinlich müssen wir den Kahn wirklich noch aus dem Wasser heben lassen, um den Muschelbewuchs entfernen zu lassen. Außerdem würde ich gerne noch einen Kartenplotter installieren und ein Schlauchboot kaufen. Dann müssen wir die elektrische Anlage durchchecken und den Motor testen. Alles in allem werden wir noch etwa 3000 bis 5000 Dollar investieren und können in etwa einer Woche starten.«

## 2

50°41'15" 12°38'79"

Festlandssockel, südwestlich von Irland

Der deutsche Hochseetrawler Bremen II schleppte mit drei Knoten Geschwindigkeit sein Netz in einer Tiefe von 200 Metern hinter sich her.

»Jetzt langsam nachlassen! Ja gut so, weiter, weiter, gut, Tempo bitte beibehalten«, sprach der Leiter des Tauchteams, Sven Lörmann, in sein Headset. Am Ende des Stahlseils hing der Berufstaucher Harry Tiefsee in seinem gelben Netsuit der neuesten Generation. Es handelte sich um einen 300.000 Euro teuren Panzertauchanzug aus Aluminium mit vielen Gelenken an Armen und Beinen. Er ermöglichte dem Taucher einen Aufenthalt in bis zu 600 Metern Tiefe, ohne die lästigen langen Dekompressionszeiten beim Auftauchen. Im Anzug, der den Taucher wie ein Michelinmännchen aussehen ließ, herrschte der normale Oberflächendruck. Harry atmete aus einem Kreislauftauchgerät und konnte damit mehrere Stunden unter Wasser bleiben. Vorne am Helm blickte er durch eine große gewölbte Scheibe, die ihm ein 180-Grad-Blickfeld ermöglichte. Seitlich waren zwei Elektromotoren angebracht, mit denen er unter Wasser steuern konnte.

Hinter Sven Lörmann stand der Leiter der Soko Schleppnetz, Johann Maerkson. Der Norweger war direkt dem norwegischen Auslandsgeheimdienst PST und dessen Chef Martin Raskeson unterstellt. Raskeson hatte die Soko ins Leben gerufen, nachdem weltweit immer wieder

Schleppnetze sabotiert wurden. Der Sachschaden belief sich mittlerweile auf hohe dreistellige Millionenbeträge, und da waren die verlorenen Fische noch nicht einmal eingerechnet.

Noch immer wusste niemand, wie die Täter vorgingen und wer sie überhaupt waren. Die riesigen Schleppnetze wurden unter Wasser, in Tiefen von bis zu 2000 Metern aufgeschlitzt. Manchmal wurden zusätzlich die Schlepprossen, auch Kurrleinen genannt, angesägt. Die Täter schlugen weltweit und oft fast zur gleichen Zeit zu. Raskeson vermutete hinter den Anschlägen diese militanten Tierschützer, die sich Dobbbloa nannten und behaupteten, angeblich Bewohner der Meere zu sein. Diese Tierschützer hatten vor einem halben Jahr vier Walfangschiffe versenkt und vorher noch drei Walfänger durch explodierende Wale fast schrottreif gebombt. Dadurch war der weltweite Walfang vorerst zum Erliegen gekommen. Die damals beteiligten Matrosen und Kapitäne weigerten sich seitdem, auch nur einen Fuß auf ein Schiff zu setzen. Alles aus Angst vor Dobbbloa und anderen geheimnisvollen Wesen aus dem Meer. Allerdings hatte diese Gruppe bisher nie die Verantwortung für die Schleppnetzsabotagen übernommen.

Neben Maerkson stand Fritz Harmsen, das deutsche Mitglied der Soko. Fritz war ehemaliger Kampftaucher einer Spezialeinheit der Bundeswehr und hatte danach beim BKA angeheuert. Die hatten ihn jetzt an die internationale Soko ausgeliehen. Mit seinen 192 cm Körpergröße und 98 kg Kampfgewicht wollte man dem durchtrainierten Deutschen ungerne in die Quere kommen. Aber der erste Eindruck täuschte, denn Harmsen war die Friedfertigkeit in Person. Er musste niemandem mehr beweisen, was er draufhatte.

Die heute geplante Aktion war etwas heikel, und es hatte lange gedauert, bis sie ein Unternehmen gefunden hatten, welches bereit war, die teure Ausrüstung zur Verfügung zu stellen und dabei mitzumachen. Das Stahlseil war am Rücken des Taucheranzugs befestigt, um dem Taucher zu ermöglichen, in Richtung Schleppnetz zu blicken, während er genau wie das Netz vom Trawler geschleppt wurde.

Auf der Schulter des Netsuit waren ein starker Scheinwerfer und eine Kamera angebracht. Langsam spulte die Winde das Stahlseil und das Kabel zur Funk- und Video-Verbindung mit Harry Tiefsee ab. Dass Harry mit Nachnamen Tiefsee hieß, war Zufall, gab aber natürlich immer wieder Anlass für dumme Fragen.

»Tiefsee, wie ist die Sicht dort unten in der Tiefsee?«, fragte gerade Falk Neubert, der Techniker der Tauchfirma.

»Ich bin jetzt auf 150 Meter und kann mit dem Scheinwerfer ungefähr dreißig Meter weit sehen. Ich sage Bescheid, wenn ich das Netz erkennen kann.« Falk versprach sich nicht sehr viel von der Aktion, da dreißig Meter Sichtweite nicht annähernd genug war, um ein Netz von 300 Metern Länge zu überwachen. Harry würde sich weit in das Netz hineinbegeben müssen.

Dann bestand allerdings die Gefahr, dass er sich im Netz verheddern könnte. Egal, hatte Harry dazu gesagt, rauf komme ich auf jeden Fall wieder. »In dreißig Metern Entfernung kann ich nun die Netzöffnung erkennen! Falk, ich schalte jetzt die Kamera ein.«

Oben auf dem Trawler erwachte der Monitor zum Leben, und alle Beteiligten versammelten sich neugierig um Falk Neubert. Der startete das Aufnahmegerät und beugte sich auf seinem Stuhl vor. Jetzt konnten sie nur

noch warten. »Harry sollen wir dich noch weiter ins Netz ablassen?«

»Wartet noch ein wenig, ich muss mich erst mal an die Strömung gewöhnen. Es ist ganz schön haarig, hier unten zu steuern.«

Roof und Mala, zwei Meerjungfrauen bzw. -männer, aus der Gruppe um ihren Anführer Anep, hatten den seltsamen Taucher schon eine ganze Weile beobachtet. Ihr Einsatzgebiet zur Sabotage der Netze war der Nordatlantik, und hier hatten sie schon ganze Arbeit geleistet. Viele hundert Schleppnetze waren dank ihrer Aktionen unbrauchbar geworden oder ganz verloren gegangen.

Die Idee zu diesen Aktionen stammte von Adrian und Emmi, den beiden Menschen-Freunden ihres Anführers Anep. Die hatten auf Tahiti eine ganze Menge Tauchermesser und Eisensägen gekauft. Dann wurden von den Frauen eines Dorfes auf dem Atoll Una Hina aus Lederresten Schulterholster als Messerhalterung für jeden von ihnen genäht. Danach hatten sie sich auf den Weg gemacht. Immer zwei Meerwesen zusammen, um auf den Weltmeeren die großen Schleppnetztrawler zu sabotieren, die legal oder illegal rücksichtslos die Meere leer fischten. Es war mittlerweile fünf nach zwölf für die Fischbestände der Ozeane. Da von den Menschen keine Einsicht zu erwarten war, obwohl denen die Probleme bekannt waren, mussten jetzt die Meerwesen handeln.

Die beiden hatten mittels Telepathie immer mal wieder Kontakt zu ihrem Anführer Anep, der im Moment auf Una Hina weilte. Außerdem waren sie in der Lage, auf die gleiche Weise mit Walen, Delfinen und sogar mit Haien zu kommunizieren.

Roof und Mala sahen vom Kopf bis zu den Hüften aus

wie Menschen, wenn man mal von den Kiemen im vorderen Halsbereich absah. Der Unterkörper war allerdings geformt wie der eines Delfins. Die Männer dieser seltenen und den meisten Menschen unbekanntes Spezies hatten eine Mähne, wie man sie von einem Pferd kannte. Sie begann am Hinterkopf und endete im oberen Rückenbereich. Die Haare der Frauen sahen aus wie die der Menschen. Auch die Haarfarben waren so vielfältig wie bei Menschenhaar. Roofs Mähne war hellblond und Malas langes Haar pechschwarz. Die Meerwesen waren in der Lage, sich in allen Wassertiefen problemlos aufzuhalten. Da sie, ähnlich wie Lungenfische, über Kiemen und zusätzlich über eine Lunge verfügten, war ihre Aufenthaltsdauer über oder unter Wasser unbegrenzt.

Wenn es darauf ankam, rasten sie mit Geschwindigkeiten von bis zu achtzig km/h durch das Meer, schneller war nur noch der Schwertfisch. »Komm, Mala, wir nähern uns dem Taucher von hinten und sägen seine Halteleine durch«, sagte Roof.

»Ja, aber zuerst sollten wir das Netz am Ende aufschlitzen. Wenn wir uns unterhalb des Netzes bewegen, kann er uns nicht sehen.«

»Hey, Falk, sag dem Käpt'n, sein Netz ist schon halb mit Heringen und diversen anderen Meerestieren gefüllt.«

»Ich sehe die silbrigen Leiber Harry! Sag mal, kann es sein, dass du dich rückwärts vom Netz fortbewegst?«

»Wenn ihr die Winde nicht eingeschaltet habt, ist das nicht möglich, Falk. Nein, die Fische bewegen sich von mir fort! Falk! Ich glaube das Netz ist gerade zerschnitten worden! Ich habe aber niemanden gesehen. Hey, Moment mal!! Da sägt jemand an meinem Halteseil. Scheiße!!! Ich kann mich nicht nach hinten drehen, aber ich höre ganz

deutlich, dass jemand das Seil durchsägt. Falk, hörst du mich! Falk!!«

»Mist, die Video und Funkverbindung ist ausgefallen!«, rief Falk verzweifelt. »Ich hörte noch, wie er sagte, dass jemand das Netz zerschnitten hätte und jetzt an seinem Stahlseil sägt. Sven! Schmeiß sofort die Winde an, wir müssen Harry da rausholen, schnell!!«

Roof sägte weiter am Stahlseil, und Mala hielt die Füße des Tauchers, sodass er sich nicht umdrehen konnte.

»Ich habe mein Messer verloren«, sagte Mala.

»Das suchen wir nachher«, meinte Roof, der merkte, wie plötzlich das Seil zum Schiff gezogen wurde. Der Taucher war jetzt schon etwa fünfzig Meter vom Netz entfernt. Mit einem Ruck riss die letzte Sehne des Seils, und der Taucher wirbelte hilflos knapp über die Oberkante des Schleppnetzes. Harry aktivierte den Notaufstieg, und sofort wurde Pressluft in einen Tank gepumpt, der außen am Anzug befestigt war. Wie ein Korken durchbrach der Taucher nach zwei endlosen Minuten die Wasseroberfläche.

»Ich sehe ihn«, rief Fritz Harmsen, »ungefähr auf zwei Uhr etwa 500 Meter achteraus!« Er schnappte sich zusammen mit Johann Maerkson ein schon fertig aufgeblasenes Schlauchboot. Sie rannten mit dem Boot die hintere Rampe des Trawlers hinunter, und kurz bevor das Boot das Wasser erreichte, sprangen beide hinein und schlitterten die letzten zwei Meter im Boot sitzend ins Wasser.

Nach fünfzehn anstrengenden Minuten des Paddelns hatten sie den Taucher erreicht. Harry war noch immer etwas benommen von den Überschlägen, die er während des schnellen Aufstiegs gemacht hatte. Johann klopfte an die Scheibe des gelben Netsuit, und Harry öffnete langsam die Augen und grinste sie dankbar an. Fritz band das

Schlauchboot an Harrys Taucheranzug fest. Der Trawler hatte inzwischen gestoppt und lag reglos im Meer. Harry aktivierte die beiden Elektromotoren und bewegte sich mitsamt dem Schlauchboot langsam auf das riesige Schiff zu.

Dort hatte man gerade die Winden eingeschaltet, um das zerschnittene Schleppnetz an Bord zu ziehen. Seitlich am Trawler wurde ein Kranhaken herabgelassen, um den havarierten Taucher an Bord zu heben. Als die beiden Soko-Mitglieder Harmsen und Maerkson wieder auf Deck eintrafen, rutschten gerade die letzten Meter des zerstörten Schleppnetzes an Bord.

»Jetzt schau dir nur diese Sauerei an!«, sagte Maerkson empört

»Das ist mindestens ein zwanzig Meter langer Schnitt!«

»Was ist denn das da vorne?«, fragte Harmsen und deutete auf einen Gegenstand, der sich offenbar in einer der Maschen verfangen hatte. Er wuselte das Netz an der Stelle auseinander und blickte auf ein Tauchermesser.

»Johann, reich mir mal eine Plastiktüte! Ich glaube, wir haben hier ein Beweismittel. Das muss sofort kriminaltechnisch untersucht werden. Vielleicht haben wir endlich eine Spur.«

### 3

#### Papeete, Tahiti

»Ihr wollt `ne Segelyacht kaufen?!!«, schrie FBI-Chef Archibald Cross ins Telefon. »Ja, sind wir hier bei den Millionären?«

»Archie«, entgegnete Agentin Jezebel Jackson beschwichtigend, »das wäre die billigste Lösung, wenn wir den Reporter nicht aus den Augen verlieren wollen. Zu dem Preis kann man hier höchstens für ein paar Tage ein Boot mieten. Wir sind hier nicht in L.A., Archie! Man kann nicht mal eben mit dem Flieger von Insel zu Insel hoppen, da nur wenige Atolle einen Flughafen haben. Das geht hier also nur bedingt. Wir haben der Yacht eine Wanze verpasst. Entwischen können die uns nicht mehr, aber wenn wir dranbleiben wollen, geht das nur mit einem Segelboot. Bezahlbare Motorboote mit großer Reichweite kann man bei den Entfernungen hier zwischen den Inseln ebenfalls vergessen.«

»Ist ja gut, Agent Jackson! Ich hab's verstanden. Das Geld könnt ihr morgen bei Western Union auf Tahiti abholen, gute Arbeit, – bis jetzt.«

Morgen würde der Kaufvertrag unterschrieben, und dann mussten sie das Schiff so weit fertig machen, das es wenigstens die nächsten Wochen durchhalten würde.

»Schau doch mal, wo die Yacht gerade ist, Chris.«

»Tetiaroa, die Marlon-Brando-Insel. Das sieht mir sehr nach Sightseeing aus. Ich glaube, wir können uns Zeit lassen mit unserer Abreise.«

»Bist du eigentlich schon mal gesegelt, Chris?«

»Noch nie, ich hatte bisher nie die Gelegenheit dazu. Wenn du auf einer Farm in Texas aufwächst, lernst du reiten, bevor du laufen kannst, aber segeln – nee, das bestimmt nicht.«

»Na, dann werde ich dir das unterwegs beibringen. – Ach, dann warst du in Texas einer dieser schwulen Cow-boys wie die in dem Kinofilm?«, neckte sie ihren Partner.

»Glaub mir, Jezzi, wenn du in Texas gelernt hast, schwul zu sein, dann kannst du es überall sein«, grinste Chris in Anspielung auf die eher konservative, bigotte Landbevölkerung.

»Hast du eigentlich einen festen Freund?«, fragte Jezebel neugierig.

»Hatte ich mal, aber bei unserem Job ist das nicht lange aufrechtzuerhalten. Ständig ist man irgendwo im Einsatz, das funktioniert einfach nicht.«

»Geht mir genauso«, entgegnete Jezebel schulterzuckend. »Beziehungen sind in dem Job problematisch.«

Am nächsten Tag, nachdem sie in der Western-Union-Filiale das Bargeld geholt hatten, schlenderten sie zum Hafen, um das Boot zu übernehmen. Die beiden Verkäufer erwarteten sie bereits. »Einen schönen guten Morgen«, sagte der junge Mann, »ich habe den Vertrag schon mal vorbereitet. 6500 Dollar habe ich hier schon mal eingetragen.«

Jezebel zog Ihren Kuli aus der Tasche, strich die Summe durch und schrieb 5500 in den Vertrag.

»Oh ja, entschuldigen Sie, das war ein Missverständnis.«

»Ich hoffe, das war das letzte Missverständnis, mein Freund, sonst sind wir sofort wieder verschwunden.«

»Alles wird gut, cool bleiben, Lady, keinen Stress«, entgegnete der Verkäufer beschwichtigend. Jezebel

kletterte unter Deck und inspizierte die elektronische Ausrüstung. Alles noch da, dachte sie, hätte ich gar nicht vermutet. Sie stieg wieder rauf und setzte sich an den Cockpittisch. »Wann können wir über die Yacht verfügen?«

»Ich würde sagen, dass wir übermorgen von Bord sind. Ist das o. k. für Sie?«

»Nein, wir gehen davon aus, dass Sie von Bord gehen, sobald wir bezahlt haben. Aber das ist kein Problem, wenn Sie noch nicht fertig sind, dann kommen wir eben später zum Bezahlen. Hier ist meine Handynummer, rufen Sie mich an, wenn es Ihnen genehm ist«, sagte Jezebel und verließ mit Chris die Yacht.

»Dass das Schlafmützen sind, habe ich gleich gesehen«, meinte Chris.

»Wetten, innerhalb der nächsten Stunde ruft der an. Die Schränke unten waren leer, keine Lebensmittel mehr, nichts. Die sind völlig abgebrannt. Komm, Chris, wir sprechen schon mal mit der Werft dort drüben, als Erstes muss der Kahn mal aus dem Wasser.«

Als sie mit dem Werftbesitzer geredet hatten, klingelte das Telefon. »Wir haben es doch schon eher geschafft, wir könnten die Übergabe jetzt durchziehen.«

»O. k., wir sind in zwanzig Minuten da.«

Eine Stunde später saßen Jezebel und Chris beim Hafenmeister, um die noch offen stehenden Hafengebühren zu bezahlen. »Eintausendfünfhundertzweiundzwanzig Dollar«, sagte der Hafenmeister. »Da ist ganz schön was zusammengekommen in den letzten Monaten. Die sind sicher froh, dass sie das vermeintliche Paradies jetzt verlassen können.«

»Wo haben Sie hier einen gut sortierten Yachtausrüster,

wir benötigen noch einen Kartenplotter und ein paar Seekarten, der Plotter darf auch ruhig gebraucht sein.«

»Fragen Sie doch mal auf der Werft, die könnten das ein oder andere gebrauchte Gerät haben.«

»Danke, dort wollten wir sowieso als Nächstes hin.«

Sie bekamen für den nächsten Morgen um zehn einen Termin an der Werft, um ihr Schiff aus dem Wasser heben zu lassen.

»Bis dahin sollten wir schon mal alles aus dem Schiff räumen, was wir nicht mehr brauchen.«

*Mehr unter [midnight.ullstein.de](http://midnight.ullstein.de)*